



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

sie kennen. Alles kommt darin vor, Naturgefühl und etwas Natursymbolik, ein Psalmvers, etwas Gespensterwesen und zuletzt Tod des „lustigen Leutnants.“ Wie aber diese Frau diesem Manne untreu werden konnte, das uns zu erklären hat der Verfasser bei seiner skizzenhaften Behandlung vermeiden können. Es wäre wohl auch schwer gewesen. Das Interesse wird übrigens sehr gesteigert durch die Form der Erzählung in erster Person bis zum letzten Worte.

Wir schließen noch die Empfehlung eines Bändchens Novellen an, die Dr. Karl Kähler aus dem Dänischen, Isländischen, Norwegischen und Schwedischen übersetzt und unter dem Titel: Von nordischen Gestaden (Leipzig, G. Fock) herausgegeben hat. Es sind sieben kurze und eine längere Erzählung, sämtlich sehr ansprechend, stimmungsvoll, bezeichnend für die Landschaft und menschlich wohlthuend. Sogar ein kleiner Björnson trotz einem Selbstmorde und der sehr düstern Stimmung berührt uns nicht unlieb, das Gift muß also mit sehr großer Kunst eingewickelt sein. Die am meisten ausgeführte Erzählung, eine dänische: „Knud und Ingeborg“ von H. F. Ewald, ist eine der ernstesten und tiefsten, an denen die Litteratur des tüchtigen kleinen Volkes so reich ist.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der internationale Kongreß für Arbeiterschutz in Zürich. Sechs Tage lang hat im August ein internationaler Kongreß für Arbeiterschutz in Zürich etlichen Hunderten dazu entsandter Vertreter von Arbeitervereinigungen mancherlei Art und sogenannter Gäste aus aller Herren Ländern Gelegenheit gegeben, eine Reihe interessanter Reden zu halten und zu hören. Die Veranstalter der Sache scheinen ja auch ganz stolz auf diese Reden und Beschlüsse zu sein, und von ihrem Standpunkt aus wohl nicht ohne Grund. Ein agitatorischer Erfolg ist zweifellos erzielt worden, wenn auch nicht so sehr für den Arbeiterschutz, so doch sicher für die Sozialdemokratie und vielleicht auch für den päpstlich-jesuitischen Sozialismus, der in Zürich zum erstenmal mit den andern in der Parade stand. Wenn man die Reden und die Beschlüsse nach den bisher vorliegenden Zeitungsberichten liest und den Inhalt mit dem, was seit Jahren über den Arbeiterschutz gesprochen und geschrieben worden ist, vergleicht, so kann man bei nüchterner Prüfung auch nicht das geringste Neue finden, das fördernd und klärend für die praktische Durchführung und den weiteren Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung beigebracht worden wäre, am allerwenigsten etwas, was die Wege wiese, wie die der internationalen Regelung der Sache entgegenstehenden Schwierigkeiten verringert oder beseitigt werden könnten. Wenn sich ein schweizerischer Staatsmann wie der Vizepräsident des Kongresses, Nationalrat Decurtius, gemüßigt sah, auf die völlige Erfolglosigkeit der vom

deutschen Kaiser 1890 zusammengerufenen internationalen Konferenz für Arbeiterschutz hinzuweisen, die nur Wünsche geäußert habe, die natürlich nur fromme Wünsche geblieben seien, so ist nicht recht einzusehen, warum er sich für berechtigt hält, dem jetzigen Kongreß einen andern Erfolg vorauszusagen. Nicht einmal darüber, was als internationaler Arbeiterschutz durchführbar sei, waren sich die Herren Delegierten und Gäste in Zürich klar oder gar einig, nur die „zielbewußte“ sozialdemokratische Majorität, der es ja auf das ohne Umsturz erreichbare gar nicht ankommt, wußte genau, was gefordert werden müsse im Interesse der Agitation für das eigne Parteiprestige, und sie ist denn auch in allen Punkten Siegerin geblieben.

Es kamen an sechs Tagen zur Verhandlung: das Verbot der Sonntagsarbeit, die Arbeit der Kinder und jungen Leute, die Arbeit erwachsener Männer, die Frauenarbeit, die Nachtarbeit und die Arbeit in gefährlichen Betrieben, und endlich die Mittel und Wege zur Verwirklichung des Arbeiterschutzes. Durchweg sind die Beschlüsse im Sinne der bekannten Forderungen der deutschen Sozialdemokratie gefaßt worden, zum Teil gegen recht ansehnliche nichtsozialdemokratische Minoritäten. Der Inhalt ist durch die Tagespresse hinreichend bekannt geworden, und es braucht zur Zeit hier nicht näher darauf eingegangen zu werden. Man darf ja wohl auch erwarten, daß sich die deutschen Gäste des Kongresses, Adolf Wagner, Egidy, Jastrow, Sonnemann, Sombart, Lönnies, Herkner usw. auf Grund der persönlich gewonnenen Eindrücke länger darüber auslassen werden. An Veranlassung, auf Einzelheiten zurückzukommen, wird es vielleicht nicht fehlen. Neues von Bedeutung bieten die Beschlüsse in keinem Fall.

Als „Krone des Kongresses“ wird nun aber die Bestellung eines Komitees bezeichnet, das als Zentralstelle für die Förderung der internationalen Arbeiterschutzgesetzgebung dienen und künftige Kongresse vorbereiten soll, und zugleich ist der schweizerische Bundesrat nach einem einstimmig angenommenen Antrage Sonnemanns ersucht worden, Einladungen an die Regierungen zur Beschickung einer Arbeiterschutzkonferenz zu richten. Nach der Haltung der schweizerischen Regierungsvertreter auf dem Kongresse — andre Regierungen waren nicht vertreten — darf man wohl annehmen, daß der Bundesrat diesem Ersuchen entsprechen wird, und dann würde die Sache allerdings ein größeres politisches Interesse gewinnen. So weit die vorliegenden Berichte darüber jetzt ein Urteil gestatten, und es ist kaum anzunehmen, daß die Äußerungen der genannten deutschen Gäste oder die Stenogramme über die Verhandlungen etwas wesentliches daran ändern werden, wird das deutsche Reich schwerlich geneigt sein, einer solchen Einladung zu folgen. Der Kongreß, von dem die Einladung angeregt worden ist, und der unzweifelhaft dabei von der Voraussetzung ausging, daß auch die weiteren Kongresse ihm in der Zusammensetzung so ziemlich gleich sein würden, war thatsächlich nichts als eine sozialdemokratische Mache, bei der die ultramontanen Sozialisten die klugen, und die deutschen Christlich- und National-Sozialen die dummen Mitmacher waren. Der verhängnisvolle Wahn dieser deutsch-protestantischen Arbeiterapostel, durch eifrige Handlangerdienste, die sie der Sozialdemokratie leisten, wo immer es gilt, die Staatsgewalt und ihre pflichtmäßige und verantwortungsvolle Fürsorge für die arbeitenden Klassen herabzusetzen und der Masse des Volks das Vertrauen zur Regierung zu rauben, derselben Sozialdemokratie den Weg, der zum Umsturz führt, verlegen zu können, hat in Zürich einen traurigen Höhepunkt erreicht. Leider, wie es scheint, ohne den guten Leuten über die ganze Kläglichkeit ihrer Rolle die Augen zu öffnen. Das deutsche Volk hat doch wohl allen Grund, stolz zu sein

auf die großartigen, bahnbrechenden Leistungen, die das Reich auf dem weiten, schwierigen Gebiete des Arbeiterschutzes aufzuweisen hat, nicht am wenigsten dank der sozialen Gefinnung der deutschen Kaiser und Fürsten. Dafür fehlte natürlich in Zürich jedes Verständnis auch den deutsch-nationalen Sozialisten. In blindem Unverstand begeisterten sie sich dafür, der Sozialdemokratie und dem päpstlichen Sozialismus die Schleppe zu tragen, ohne eine Ahnung davon, daß dieses Treiben von dem ernsthaften Patrioten geradezu als ein Schlag ins Gesicht für das Deutschtum empfunden werden muß, begeisterten sie sich dafür, Hand in Hand mit denen zu gehen, die nicht müde werden zu erklären, daß sie eine unüberwindliche Kluft trennt von der bestehenden Rechts- und Gesellschaftsordnung und ihren berufenen Wählern, und denen der Umsturz des neuen deutschen Reichs und Kaisertums das wichtigste, keinen Augenblick vergessene Ceterum conseo bleibt. Es fehlte gerade noch, daß das Reich, daß die deutschen Regierungen diesen Leuten Gefolgschaft leisteten und sich zur Folie hergäben für die Bestrebungen der roten und schwarzen Umstürzler. Mögen die schweizerischen Souveräne sich glücklich fühlen bei dem lauten Bravo solcher Kongresse, das deutsche Reich und seine Leitung hat andre, ernstere Pflichten nicht nur gegen die eigne Nation, sondern gegen die gesamte Kulturwelt. Den Weg maßvollen, gerechten Arbeiterschutzes, den Deutschland führend betreten hat und fortsetzt, dieses praktische Beispiel wirkt hundertmal mehr auf die zurückgebliebenen Staaten und Völker als hundert solche Kongresse mit ihren rednerischen und parteiagitorischen Erfolgen. Man darf gespannt darauf sein, wie sich die Herren Gäste des Kongresses aus Deutschland zu dieser Einladung an die Regierungen stellen werden. Es soll uns nicht wundern, wenn auch dabei die modernsozialistische Berrantheit nochmals den Sieg über den gesunden Menschenverstand und Patriotismus davontrüge. Die bedenkliche Dosis Größenwahn, die dem Modesozialismus innewohnt, findet bei derlei berausenden Rede- und Verbrüderungsfesten, wie der Züricher Kongreß eins war, so reichlich Nahrung, daß an eine Heilung so bald nicht zu denken ist.

Gleichheitswahn. In der großen französischen Revolution, wo ein Häuflein Machthaber „aus dem Volke“ denen, die diese Macht nicht anerkennen wollten, einfach die Köpfe abschlug, wurde das berühmte Schlagwort erfunden: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Man kann sich kaum einen krasserem Gegensatz denken als zwischen dieser feierlichen Verkündigung der Freiheit und Gleichheit unter den Menschen und dieser schauerlichen Exekution unter denselben Menschen, zwischen der Freiheit, die die einen, und der Freiheit, die die andern „meinten.“ Das ganze Freiheitsgefasel hat damals doch eine so schrecklich-lustige Illustration erfahren, daß man glauben sollte, die Menschheit wäre seit jener Zeit mit dem verdächtigen Worte Freiheit etwas kühler und vorsichtiger umgegangen.

Aber weder Fürsten noch Völker lernen etwas aus der Geschichte. Die Gegenwart, die gebildete sowohl wie die ungebildete, kümmert sich nicht um die Vergangenheit. Man urteilt über die Vergangenheit, aber man hat keinen Gewinn von ihr. Es geht den Völkern — und zu diesen darf man doch wohl auch die Fürsten rechnen, weil die Fürsten ja nur dort in der Natur vorkommen, wo es auch Völker gibt — genau wie den Einzelmenschen. Die Völker haben keinen Nutzen von der Geschichte, so wenig wie der Einzelmensch von den Erfahrungen seiner Eltern Nutzen hat. Denn die Geschichte ist die Erfahrung der Völker oder sollte es wenigstens sein. Jeder Einzelmensch fängt sozusagen sein Leben wieder von vorn an, die Erfahrungen seiner Eltern nützen ihm nichts, weil er sich nicht

darum kündigt oder sie gar verachtet. Daher denn auch das schöne Sprichwort: Durch Schaden, d. h. nur durch Schaden, wird man klug. Was wir nicht an unserm eignen Leibe erfahren, das glauben wir nicht, und was wir nicht mit unsern eignen Augen sehen, das besteht für uns nicht. Daher nennen uns die Zoologen, die auch nicht klüger sind als ihre Mitmenschen, homo sapiens. Wenn wir die Weisheit der Sprichwörter endlich zu erkennen anfangen, nachdem wir sie eine Zeit lang gedankenlos im Munde geführt haben, dann ist es schon zu spät für uns, dann stecken wir schon mit beiden Beinen in dem Sumpfe der Alltäglichkeit. Und wer derartige — man nennt sie wohlfeile — Wahrheiten den Jüngern predigt, der wird ausgelacht und unter die Philosophen gerechnet. Und die Schule, wo solche schöne Erkenntnis jetzt unentgeltlich an jedermann abgegeben wird, leistet Sisyphusarbeit und füllt lauterer Wasser in mächtige Siebe. Daher fangen denn auch die Völker — denn sie sind doch nur eine blöde Summe von Einzelmenschen — ihre Geschichte immer wieder von vorn an und nennen sich modern im Gegensatz zu den alten.

Ist das nun so sehr zu beklagen? In gewissem Sinne nicht. Weil das eine Volk nicht imstande ist, sich kühn auf die Schultern des andern zu stellen, so ist auf diese Weise schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Denn wir würden vor lauter „Kultur und Bildung“ aus dem Häuschen geraten, wenn wir mit der gesamten Weisheit unsrer Vorfahren in der Tasche den Weg durchs Leben anträten. Da gäbe es bald für uns nichts Unerreichbares mehr, da wäre die Verbindung zwischen unsrer kleinen Erde und den übrigen Welten bald gefunden, und der Export von Bier, Margarine und Kanonen nach dem Monde wäre vielleicht längst in Schwang. Wir würden uns dann vielleicht auch dafür bedanken, daß unser Leben nur sechzig und wenn es hoch kommt, siebenzig Jahre währt, wir würden vielleicht noch einmal neunhundert Jahre alt werden wie der selige Methusalem, so etwa um die Zeit herum, wenn in Preußen endlich das Medizinalwesen vom Kultus getrennt werden wird.

Also mit unsrer Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ist es so lange nichts, als wir alle nur jämmerliche Eintagsfliegen sind, die es sogar in viertausend Jahren nicht allzuweit gebracht haben. Wenn es auf der Welt wirklich eine Gleichheit gäbe, dann würde sich die Freiheit und die Brüderlichkeit schon ganz von selbst einstellen. Die Spitze des schönen dreizinkigen französischen Schlagworts steckt jedenfalls in der Gleichheit. Wenn wir erst einmal gleich wären, dann wären wir auch frei, und wenn wir alle frei wären, dann wären wir auch alle Brüder. Die Freiheit war stets eine Phrase, bei der sich jeder etwas anderes dachte, die Gleichheit dagegen ist ein ganz realer Begriff. Ich sage Begriff, etwas wirklich Reales ist sie nicht, weil sie nirgends besteht, weil es nirgends auf der Welt eine Gleichheit giebt und niemals geben wird. Und warum nicht? Weil die Gleichheit eine Unmöglichkeit, weil sie etwas Widernatürliches ist. Alles aber, was wider die Natur ist, kann wohl vielleicht auf kurze Zeit künstlich hervorgerufen werden, muß aber immer wieder der Natur weichen.

Sehen wir uns doch einmal in der Natur um. Freilich, wenn wir Menschen uns am Ende gar nicht mehr zur Natur rechnen, wenn wir uns für eine aparte Leistung der göttlichen Weisheit halten, dann könnten wir ja einmal auf die allgemeine Gleichheit warten. Aber im letzten Grunde gehört doch wohl auch das Göttliche selbst zur Natur; Spinozas und Goethes Pantheismus und Shakespeares und Schopenhauers Individualismus sind auch Natur. Nur die ausgeklügelte dogmatische Göttlichkeit, das ist keine. Also bitte, rechnen wir uns einmal vorläufig

auch noch mit zur Natur, da auch das Göttliche, das uns geschaffen hat, mit zur Natur gerechnet werden muß. Wo findet sich denn nun Gleichheit in der Natur? Sehen wir sie uns daraufhin nur einmal flüchtig an. Im Pflanzenreiche giebt es keine zwei Exemplare derselben Spezies, z. B. keine zwei Gänseblumen, die gleich wären; sie sind es nur für den blöden Blick des Kindes, das sich auf der Wiese einen Strauß pflückt. Ja, nicht einmal dieselben Teile derselben Pflanze sind einander gleich. Man findet keine zwei gleichen Blätter auf einem Baum. Sie sind nur gleich für den oberflächlichsten Betrachter, aber ganz verschieden für den, der die Augen aufthut. Die muß man allerdings zuweilen aufthun, wenn man in der Welt etwas sehen oder gar etwas begreifen will. So treffen wir auch in der Natur keine kongruenten Dreiecke an, nur in der Mathematik, einem künstlichen System. Aber auch in der Mathematik sind solche Dreiecke nur gleich, wenn sie gedacht, aber nicht, wenn sie gezeichnet werden. Sobald zwei ideale gleiche Dreiecke Natur annehmen durch Zeichnung, werden sie sofort ungleich. Und wenn wir nun gar das Pflanzenreich als Ganzes betrachten, wie man etwa die Menschheit als Ganzes betrachtet, wo findet sich da Gleichheit? Da steht zum Beispiel die Gänseblume am Fuße eines Eichbaums, und auf diesem Eichbaum lebt ein schwarzendes Schlinggewächs, das dem mächtigen Stamm allmählich die Lebenssäfte nimmt. Da saugt denn in der schönen Natur zur Abwechslung einmal der Schwache den Starken ans. Du lieber Gott, die schöne Natur wäre gar nicht zum Ansehen, wenn ihre Geschöpfe gleich wären! Das, was uns die Pflanzen- und Tierwelt so anmutig, so reiz- und stimmungsvoll macht, das ist ja die Ungleichheit. Selbst das Grün der Pflanzenwelt ist nicht gleich, es giebt hundertfache Abstönungen dieses Grüns. Das Urgrün, das in sich gleiche Grün, wo ist es, was ist es, und wie entsteht es? Mit dem schönen griechischen Namen, den wir dafür erfunden haben, ist nichts bewiesen. Und dann im Tierreich, wo ist die Gleichheit? Man braucht gar nicht einmal an die Raubtiere zu denken, die über ihre Nebentiere herfallen und sie verspeisen. Diese radikale Raubtierphilosophie findet einen lyrischen Widerhall in dem sinnigen Sprüchlein: Was ist der Lebenszweck auf Erden? Fressen und Gefressenwerden. Auch unter den Raubtieren selbst, wo ist da Gleichheit? Ist der eine Tiger ebenso stark, ebenso schlau und ebenso schön wie der andre? Finden sich nicht unter einer Elefantenherde, einer Straußenkolonie, unter Störchen, Eidergänsen, Schwalben bevorzugte Exemplare, die die Führung übernehmen? Es giebt sogar schlaue und dumme Fische. Bei den Ameisen und Bienen sehen wir es klar und deutlich, daß es auch im Tierreich Herren und Knechte giebt. Und es wäre doch sehr leichtfertig, anzunehmen, daß da, wo wir einen solchen Unterschied nicht sehen, auch keiner vorhanden sei. Eine Herde wilder Pferde wird gerade so gut ihre Über-, Mit- und Nebenpferde haben, wie wir von Über-, Mit- und Nebenmenschen reden. Und wenn wir bei den Heringen bis jetzt von einer feinem Gesellschaftsordnung wie bei den Bienen und Ameisen noch nichts bemerkt haben, so wäre es jedenfalls voreilig, zu behaupten, sie hätten keine solche Ordnung. Wir befassen uns mit dem Hering hauptsächlich, wenn er sich im Satze und wir uns im Thronen befinden; da können wir freilich keine soziologischen Studien machen. Selbst im Mineralreich, dessen Lebensfunktionen uns am dunkelsten sind, und das wir in unsrer Beschränktheit tot nennen, giebt es Rangunterschiede. Ich denke natürlich nicht an die Wertschätzung, die wir den verschiedenen Mineralien beilegen, wonach uns ein Zwanzigmarkstück als etwas „Höheres“ erscheint als ein Nickelstück, oder wenn wir von einem Edelstein entzückter sind als von einem Kiesel. Aber die Widerstandsfähigkeit, das, was wir Härte nennen, ist bei den Mineralien grund-

verschieden. Das härtere Mineral siegt im Daseinskampf über das weichere. Die Geologie ist die Geschichte der Kämpfe, in denen die einzelnen Mineralien ihre Kräfte gemessen haben. Und die Weltkörper im Weltenraum sind erst recht ungleich. Ist unsre Erde, auf der wir alle herumwimmeln mit unsrer ratio und unsrer ultima ratio, nicht ein jämmerliches Klümpchen gegen die Kolosse, die im Äther ewigen Gesetzen folgen müssen? Würde unsre Erde mit sämtlichen Polizeipräsidenten und Ministern nicht in Milliarden Stückchen zerschellen, wenn sie mit einem ihrer viel mächtigeren Weltenraumgenossen zusammenstieße? Hängt sie nicht schon wie ein erbärmlicher Unterthan von einem allmächtigen Despoten, wie ein Unfreier von einem Edeln, von der Sonne ab? Wenn ihr die Gnadensonne nicht mehr scheint, dann ist sie „futsch“ wie ein Staatssekretär. Wenn die Sonne plötzlich wie eine kopflose Zeitung ihr Erscheinen einstellte, dann wären wir allerdings alle gleich, „all sündhaft Vieh und Menschenkind,“ dann könnte es uns aber auch gleichgiltig sein, ob das allgemeine Stimmrecht abgeschafft wird, und ob ein Briefträger Oberst oder ein Oberst Briefträger wird.

Wo nun alles ungleich ist in der Natur, wo Steine, Pflanzen und Tiere die Ungleichheit auf dieser Welt predigen und die Weltkörper im Weltenraum sie verkündigen, da sollten wir Menschen ganz allein gleich sein oder jemals gleich werden? Wer das behauptet, ist ein Narr, und wer darauf ein System baut, ein politisches oder ein soziales, ist ein Hauptnarr. Wenn in dem Menschen das intuitive, das urangeborene Streben nach Gleichheit steckt, warum ist er denn dann kein Affe geblieben, warum hat er sich denn aus dieser ordinären Gesellschaft gedrückt, um sich in eine bessere einzuschleichen? Das sind doch schon die reinen Kassinotendenzen in ihren Ursprüngen! Gibt es denn zwei äußerlich gleiche Menschen auf der Welt, ja gibt es auch nur zwei gleiche menschliche Rassen auf der Welt? Und da sollte die geistige Menschheit gleich sein, wir alle sollten mit derselben geistigen Begabung auf die Welt kommen, es sollte von Natur keine Klugen und keine Dummen geben, und die Klugen sollten es nicht weiter bringen als die Dummen? In den ganzen Lebensprinzipien der Natur liegt Ungleichheit, nur Ungleichheit. Wenn die Menschen gleich wären und gleich blieben, wenn der eine so wenig Ideen hätte wie der andre, dann führen wir immer noch mit einer holprigen, zweirädrigen Karre auf holprigen, schlammigen Wegen von einem Bierdorf zum andern, während wir jetzt mit der Stadtbahn um den ganzen erleuchteten Sitz der preussischen Regierung herumfahren können. Wenn die Menschen gleich wären, dann schlugen wir immer noch mit den langen, breiten, mittelalterlichen Plempen aufeinander los, anstatt uns mit den niedlichen, wohlgeputzten Kleinkalibrigen gegenseitig das Lebenslicht anzupuffen. Wenn die Menschen gleich wären und gleich blieben, dann wäre die Armut mit samt der allgemeinen Pauverté längst abgeschafft, und wir säßen alle auf der weinumrankten Veranda unsrer Villa.

Nein, die Menschen sind nicht gleich und werden auch niemals gleich werden. Nicht einmal im Tode werden sie gleich, denn der eine wird mit Musik begraben, und der andre muß ohne diesen Genuß seine letzte Fahrt machen, der eine bekommt ein Denkmal, worauf zwischen den Zeilen zu lesen ist, daß er in seinem Leben viel Vergnügen und wenig Arbeit gehabt hat, und der andre bekommt kein Denkmal, woraus zu schließen ist, daß er in seinem Leben wenig Vergnügen und viel Arbeit gehabt hat. Die Menschen sind verteuftelt ungleich, auf der Straße, in der Schule, im Wirtshaus, auf jeder Arbeitsstätte kann man das zu jeder Stunde erkennen: die Dummen sterben nicht aus, und die Klugen, Gott sei Dank, auch nicht. Und wenn es die Dummen häufig weiter bringen als die Klugen, dann haben

wir wieder den herrlichen Ausgleich in der Natur, jene Naturgerechtigkeit, die von der menschlichen Gerechtigkeit so wohlthwendig absticht.

Und weil die Menschen niemals gleich werden können, weil die Liebe der Natur in die Hände spielt, weil die Liebe der Natur die Ungleichen liefert, ewig und immerdar, so ist auch jegliches Menschenbeglückungssystem, das auf dem Prinzip der Gleichheit beruht, entweder ein Hirngespinnst oder eine Betrügerei. Man mag die Menschen für eine kurze Spanne Zeit mit Gewalt so gleich machen, daß sie von einer geschornen Hammelherde nicht mehr zu unterscheiden ist: bald wird sich zeigen, daß auch innerhalb dieser Herde der Klügere über den Dummern triumphirt, oder auch umgekehrt, aber gleich bleibt die Herde nicht. Von dem geistigen Erbteil, zu dem auch die geschäftliche Anlage gehört, von diesem Erbteil, das jeder mit auf die Welt bringt, kann dem Menschen nichts genommen werden. Die Menschen würden auch unter den erswerendsten Umständen immer wieder darnach streben, naturnotwendig darnach streben, die Ungleichheit, die von der Natur in ihnen niedergelegt ist, auch äußerlich zu bethätigen. Nicht die Erziehung, der Unterricht, die Bildung, überhaupt die Kultur macht die Menschen ungleich, sondern die Natur hat diese Ungleichheit zu ihren ewigen Zwecken nötig. Und da wir diese Zwecke weder begreifen noch erkennen können, weil wir selbst ja ein Bruchteil dieser Natur sind, so werden wir auch die Notwendigkeit unsrer eignen Ungleichheit weder begreifen noch ändern können.



## Litteratur

Henri Welschinger, *Le Roi de Rome*. Paris, Plon, 1897

Mit diesem Buch ist wohl über den König von Rom das letzte Wort gesprochen worden: das Material ist erschöpft, und das politische Interesse an dieser Persönlichkeit auch. Beim Leser wird durch diesen stattlichen Band überhaupt weniger das politische als das psychologische Interesse an diesem entthronten Erben ungeheurer Herrschaftsansprüche erregt.

Von Rechts wegen war Napoleon II. Kaiser der Franzosen von dem Tage ab, wo sein Vater zu seinen Gunsten abdankte und die Kammern von Paris den Sohn feierlich und förmlich als Erben der Krone anerkannten. Daß die Mächte die Anerkennung verweigerten, ändert daran nichts. In so weit, aber auch nicht weiter hat Napoleon II. eine unmittelbare Rolle in der Geschichte der Staaten gespielt. Wenn er dann später in der Hand Metternichs ein politisches Werkzeug von einiger Wirkung wurde, so war das nur eine mittelbare Wirkung. Metternich brauchte den Kaiser der Franzosen, König von Rom, Herzog von Reichstadt bis an dessen Lebensende als eine bequeme Leine, an der er den Hof der Bourbonen und zuletzt auch Ludwig Philipp leitete. Sobald man in Paris Miene machte, etwas andres zu wollen als Metternich, drohte er mit dem Herzog, den er gegen die französischen Machthaber loslassen werde. Und nie ohne Wirkung, denn man fürchtete dort diesen zweiten Napoleon fast mehr als den ersten, und Franz II. mochte Recht haben, wenn er dem Enkel sagte, er brauchte nur in Straßburg zu